



Newsletter vom 15. Juni 2025

Inhalt

Schulnahe Realpolitiker reden Klartext	2
12. Juni 2025, Hanspeter Amstutz	2
«Diese Heidiland-Diskussion ist obsolet»	3
NZZ, 6. Juni 2025, Schweiz, Sebastian Briellmann	3
«Der Zeitgeist hat die Schule erfasst»	7
Aargauer Zeitung, 2. Juni 2025, Schweiz, Interview Kari Kälin	7
«Schüler wurden im Französisch schlechter»	9
NZZ, 12. Juni 2025, Schweiz, Corina Gall	9
Kantone wollen Französisch erst in der Oberstufe – Sprachenstreit spitzt sich zu	13
Tages-Anzeiger, 31. Mai 2025, Claudia Blumer	13
Frühfranzösisch: Präsidentin des Lehrerverbandes kritisiert mangelnde Bildungsqualität. «Die Resultate sind beunruhigend»	15
Weltwoche, 31. Mai 2025	15
Die Mehrsprachendidaktik ist unter Druck	16
Condorcet Bildungsperspektiven, 26. Mai 2025, Felix Schmutz	16
Frühfranzösisch, mais bien sûr!	18
NZZ, 2. Juni 2025, Meinung & Debatte, Leserbrief	18
Frühfranzösisch zu streichen, ist falsch	19
Tages-Anzeiger, 2. Juni 2025, Meinungen, Claudia Blumer	19
Keine tauglichen Massnahmen	20
Tages-Anzeiger, 5. Juni 2025, Forum, Leserbrief	20
Jede Förderung ist zu begrüßen	21
Tages-Anzeiger, 31. Mai 2025, Forum, Leserbrief	21



Schulnahe Realpolitiker reden Klartext

12. Juni 2025, Hanspeter Amstutz

Der Realitätsverlust in der Bildungspolitik scheint seinen Zenit überschritten zu haben. Nach dem Nidwaldner Erziehungsdirektor Res Schmid doppelt nun auch seine Aargauer Kollegin Martina Bircher in einem bemerkenswerten Interview in der NZZ über die langjährigen Baustellen der Volksschule nach. Die zupackende Bildungsdirektorin nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn es um diese Schwachstellen geht. Sie hält nichts vom Frühfranzösisch, erachtet den Einsatz von Tablets in der Primarschule als Fehlinvestition und fordert ein sofortiges Handyverbot in der Volksschule. Sie ist keine Taktiererin, wenn es um den Abbruch von Reformen geht, die schon seit Jahren erfolglos vor sich herdümpeln. Ihre pragmatische und kostenbewusste Haltung zeigt sich deutlich bei der schulischen Integration. Sie erachtet es als notwendig, bei Bedarf Kleinklassen zu führen, aber auch Lösungen mit Schulinseln für weniger belastende Fälle anzubieten.

Bildungstheoretiker haben schon mehr als genug Schaden angerichtet

In ungewohnt scharfer Weise kritisiert sie die Einstellungen elitärer Bildungstheoretiker, wenn es um eigentliche Erziehungsfragen geht. Statt selbstorganisiert ein neues Thema zu erarbeiten, profitierten die meisten Schüler weit mehr von sorgfältigen Anleitungen durch kompetente Lehrkräfte. Ein gut strukturierter gemeinsamer Klassenunterricht sei effizienter und stärke den sozialen Zusammenhalt. Auf der Oberstufe brauche es leistungsgetrennte Abteilungen, um den unterschiedlichen Begabungen wirklich gerecht werden zu können. Von der heute weit verbreiteten Gleichmacherei hält die Bildungsdirektorin gar nichts.

In der dogmatischen Einstellung mancher Integrationsbefürworter sieht sie eine eigentliche Blockadehaltung, die vernünftige Mittelwege verhindert. Sie gibt zu bedenken, dass heute mehr Schüler ausgegrenzt würden, weil sie infolge des Fehlens von Kleinklassen in regionalen Sonderschulen untergebracht werden müssten. Diese Einrichtungen seien zurzeit überbelegt und ein Beleg, dass das aktuelle Integrationsmodell am Anschlag sei.

Konzentration auf eine einzige Frühfremdsprache

Im zweiten Interview äussert sich Erziehungsdirektor Schmid eingehend zur Mehrsprachendidaktik der Primarschule. Für ihn ist klar, dass man sich auf eine einzige frühe Fremdsprache konzentrieren muss, um die Kinder nicht zu überfordern. Obwohl er selber früher Testpilot war, favorisiert er nicht das beliebte Englisch, sondern Französisch als erste Fremdsprache. Englisch könnten die Schüler sehr rasch in der Oberstufe lernen. Das dürfte noch für einigen Diskussionsstoff sorgen, wie die Presstexte zum Französischunterricht eindrücklich zeigen.

Die Interviews decken auf, dass es in der Bildungspolitik den klaren Blick fürs Wesentliche braucht, um den im Dreck steckenden Volksschulkarren wieder in Bewegung zu setzen. Die beiden Regierungsmitglieder haben genug von den vielen Bildungsversprechungen, die allzu oft nicht eingehalten wurden. Nach dem gescheiterten Mehrsprachenkonzept in der Primarschule, nach den miserablen Resultaten vieler Schulabgänger im Deutsch und nach den offensichtlich schwachen Kenntnissen in der Allgemeinbildung geben sie entschlossen Gegensteuer.

Die Bildungsrevolutionäre von einst sind zu Blockadebauern geworden

Doch die zupackenden Pragmatiker stossen noch immer auf heftigen Widerstand der unterdessen etablierten Bildungsrevolutionäre aus den Reformzeiten. Diese wollen nichts sehen und nichts hören. Sie betreiben entweder Schönfärberei im grossen Stil oder versteifen sich auf unsinnige Durchhalteparolen. Manche Sprachendidaktiker wollen partout nicht einsehen, dass sie mit dem Konzept der Sprachbäder in den Fremdsprachen nicht nur unter den schulisch schwächeren Kindern grossen Schaden angerichtet haben. Sie sind mitverantwortlich für das Debakel beim Frühfranzösisch und sie haben Politiker in der falschen Annahme bestärkt, frühes Sprachenlernen gelinge bereits mit wenigen Lektionen. Mit der Verteidigung des Frühsprachenkonzepts sind sie längst zu Bremsern bei der Weiterentwicklung unserer Volksschule geworden.



Dass sich das vorgezogene Sprachenlernen sogar negativ auf die Vorkenntnisse der ins Gymnasium eintretenden Schüler ausgewirkt hat, ist eine weitere böse Überraschung. In einem NZZ-Interview beklagt eine Französischlehrerin, dass die Eintretenden deutlich schlechter im Französisch sind als noch vor der Einführung des Frühenglisch. Diese Aussage gibt wirklich zu denken.

Besser Deutsch lernen als Herkulesaufgabe der Volksschule

Um die Volksschule wieder auf Kurs zu bringen, braucht es mutige Schritte. An erster Stelle steht dabei die Herkulesaufgabe, die Deutschkenntnisse unserer Schulabgänger stark zu verbessern. Richtig Deutsch lernen ist ein umfassender Bildungsauftrag, der nicht nur so nebenbei stattfinden kann. Es braucht eine durchdachte Lernstrategie, um Erfolg zu haben. Mit ein paar zusätzlichen Deutschlektionen allein ist es nicht getan.

Mehr systematisches Deutschtraining, mehr narrativer Geschichtsunterricht, mehr eigenes Schreiben von Texten, mehr Zeit für Poesie und Jugendliteratur, all das muss wieder im Zentrum der Volksschule stehen. Zudem kommt den Realienfächern grosse Bedeutung zu. Wer über ein gutes Allgemeinwissen mit präzisiertem Wortschatz verfügt, hat grosse Vorteile beim Verstehen vieler Texte. Schüler können an Bekanntes andocken, da sie mithilfe des Vorwissens Neues einordnen und sich so rascher zurechtfinden können.

Das verzettelte Fremdsprachenlernen hingegen führt nicht zum erhofften Effekt des leichten Andockens. Wer in keiner Sprache zuhause ist, dem fehlen die starken inneren Bilder, von denen aus der Wissenskern erfolgreich erweitert werden kann. Statt mehr Freude am sprachlichen Ausdruck zu gewinnen, fühlen sich die meisten Schüler beim Switchen in drei oder noch mehr Sprachen zutiefst verunsichert.

Falls Sie noch Zweifel über den richtigen Weg in der Sprachenfrage haben, mache ich Ihnen einen Vorschlag: Besuchen Sie eine fünfte Klasse und informieren Sie sich über den aktuellen Fremdsprachen- und Deutschunterricht. Erlauben Sie sich zudem einen Blick in die Deutschhefte, wo Sie allenfalls auf aufschlussreiche Aufsätze stossen können. Sie werden die Forderung erfahrener Lehrpersonen nach einer Konzentration aufs Wesentliche danach bestens verstehen.

Es kommt Bewegung in die erstarrte Bildungspolitik

Die Auseinandersetzung zwischen den abgewirtschafteten Bildungsrevolutionären von einst und den tatkräftigen Pragmatikern unserer Tage ist in vollem Gang. Motionen zur Abschaffung des Frühfranzösisch, Vorstösse zur Wiedereinführung von Kleinklassen und zur Stärkung des Geschichtsunterrichts sind in mehreren kantonalen Parlamenten in Behandlung. Es weht ein frischer Wind der didaktischen Vernunft durch die Schweizer Bildungslandschaft. Unsere aktuelle Textsammlung ist ein Abbild dieser farbigen Auseinandersetzung. Wir freuen uns, Ihnen diesen Mut machenden Newsletter präsentieren zu dürfen.

Hanspeter Amstutz

«Diese Heidiland-Diskussion ist obsolet»

NZZ, 6. Juni 2025, Schweiz, Sebastian Briellmann

Die Aargauer Bildungsdirektorin Martina Bircher (SVP) will das Schulsystem verändern. Sie fordert bessere Deutschkenntnisse, mehr Kleinklassen – und weniger Ideologie, wie sie im Gespräch mit Sebastian Briellmann sagt.

Frau Bircher, haben Sie in dieser Woche schon einen kontroversen Entscheid gefällt?

(Lacht.) Letzte Woche haben wir im Kanton Aargau ein Handyverbot für die Volksschule verkündet. Reicht das nicht?



Ich frage, weil es keinen Text über Sie gibt, in dem nicht steht, dass Sie «hart durchgreifen» würden. Sie sind aber erst gut hundert Tage im Amt – können Sie bereits seriöse Entscheide in der Bildungspolitik fällen?

Das Problem mit den Handys ist akut. Wenn die Fakten vorliegen, entscheide ich, das ist mein Verständnis von Führung und Verantwortung. Aber es stimmt: Viele tun sich mit Entscheidungen schwer. Dass sie besser werden, wenn man lange wartet, bezweifle ich.

Und Sie wissen nach drei Monaten bereits, dass ein Handyverbot wirken wird?

Ja. Ich habe nicht aus einer Laune heraus entschieden. Sondern die Erfahrungen der Schulen, die ein solches Verbot schon kennen, berücksichtigt. Es funktioniert. Übrigens ist es offiziell eine Nutzungseinschränkung, weil sich einige am Wort «Verbot» stören. (Lacht.) Aber im Ernst: Ich bin überzeugt von dieser Massnahme. Die Erleichterung an der Basis war spürbar.

Ein Verbot ist nicht das, was bürgerliche Politik verkörpert.

Ich bin eigentlich ein liberaler Mensch, der sich so wenig Staat wie möglich wünscht . . .

. . . aber . . .

Ein grosses Aber! Man kann schon auf Eigenverantwortung setzen und die eigenen Kinder ohne Handys in die Schule schicken. Aber dann entsteht ein Ungleichgewicht zwischen jenen, die diese Eigenverantwortung leben, und jenen, die das nicht tun. Wer will schon ein Aussenseiter sein? Da muss der Staat ausnahmsweise eingreifen und für eine verbindliche Regelung sorgen. Wir werden auch kein Kontrollregime aufbauen, sondern setzen auf den gesunden Menschenverstand. Das Handy und die Smartwatch am besten einfach daheimlassen. Die Schulen sollten aber ebenfalls zurückhaltend sein.

Wie meinen Sie das?

Wir können nicht ein Handyverbot aussprechen, aber jedem Kind ab der ersten Klasse alle möglichen technischen Geräte für den Unterricht in die Hand drücken. Erste Länder tun dies bereits, Finnland zum Beispiel. Jahrzehntlang hochgelobt für gute Resultate der Schüler, nun in einer Bildungskrise. Es kann nicht sein, dass es immer mehr Tablet-Kinder gibt.

Was sind Tablet-Kinder?

Ich kann's an einem Beispiel erklären. Kürzlich war ich in einem Kindergarten für Sonderschüler. Da war ein Mädchen, fünfjährig, mit einer Autismusspektrumsstörung, mit dem die Lehrerin kaum sprechen kann, weil es nur ein paar Brocken Englisch spricht. Nur: Das war keine Tochter von Expats, sondern sie wurde einfach mit technischen Geräten ruhiggestellt. Aufgrund der Filmchen kann sie nun ein bisschen Englisch. Dieses Phänomen sieht man immer häufiger auf den Strassen. Kein Wunder, haben immer mehr Kinder Sprachstörungen. Weil auch niemand mehr mit ihnen spricht.

Ist das wirklich so?

Natürlich. Gemeinsam kochen, am Esstisch sitzen und zusammen reden: Das gibt es immer weniger. Eltern, die fragen: Wie geht's? Wie war's in der Schule? Das sehen wir in den Tagesstrukturen. Da werden die Schüler mittlerweile eingebunden und helfen mit. Weil sie sich kaum unterhalten, weil sie keine Schere halten können. Nun lernen sie Zwiebeln schneiden und Kartoffeln schälen. Dass immer mehr Kinder verhaltensauffällig sind, kann da nicht überraschen.

Diese Entwicklung sorgt, so der Eindruck, für einen Backlash. Die integrative Schule gerät immer mehr unter Druck, ebenso das Frühfranzösisch. Wollen die Bürgerlichen mit diesem politischen Powerplay ihr Versagen der letzten Jahrzehnte korrigieren?

Weil sie zu lange zugeschaut haben? (Lächelt.)

Ja. Sie haben dem linken Marsch durch die Institutionen kaum etwas entgegengesetzt.

Das kann ich nicht beurteilen, ich bin ja noch nicht lange Bildungspolitikerin. Aber ich sehe auch, dass in der Bildungsblase oftmals Ideologie dominiert, Fakten und Realitäten ignoriert werden.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Das Bundesamt für Statistik definiert, dass ein Kind, von dem mindestens ein Elternteil im Ausland geboren worden ist, einen Migrationshintergrund hat. Im neuen Bericht der Erziehungsdirektoren-



konferenz, der den Schülern schlechte Zeugnisse erteilt, ist ein solcher Schüler mit einem im Ausland geborenen Elternteil ein Schweizer. Da wird vernebelt, umdefiniert, um Probleme zu überdecken. Ich sage das nicht oft, aber es regt mich auf: Das ist skandalös. Nur weil wir die Wahrheit nicht ertragen, lügen wir uns selbst an.

Warum diese Selbstverleugnung?

Ich bin realistisch, auch wenn es in bildungspolitischen Kreisen ungern gehört wird: Wenn die Schweiz in zehn Jahren um eine Million Einwohner wächst, dann verändert sich etwas im Land. Und das geht nicht spurlos an den Volksschulen vorbei. Als Erstes sind es die Deutschkenntnisse, die immer schlechter werden. Gerade in der Realschule. Ich setze mich für diese ein, habe sie selbst besucht. Aber es kann nicht sein, dass das Deutsch vieler Abgänger so schlecht ist, dass sie einfache Texte nicht mehr verstehen.

Als Nächstes schaffen Sie das Frühfranzösisch ab?

Ich bin überzeugt, dass das keine Zukunft haben wird.

Und der Französischunterricht generell?

Mein Auftrag als Bildungsdirektorin ist ganz einfach: Nach Abschluss der obligatorischen Schule müssen alle fit sein für eine weiterbildende Schule oder eine Lehre. Was das bedeutet, sagen uns die Kantonsschulen, Lehrbetriebe und Berufsschulen. Auf sie höre ich. Und sie sind immer unzufriedener.

Was heisst das?

Es ist gut, dass die Kantone die Bildungspolitik machen. Aber die vom Bund oktroyierte Harmonisierung wirkt zu stark. Der Aargau ist etwa dem Harmos-Konkordat nicht beigetreten, dennoch soll alles gleich gepolt werden. Darum braucht es mehr Mut für Veränderungen. Die aktuellen Resultate sind zu ernüchternd, um nichts zu machen.

Also setzen Sie aus wirtschaftlichen Überlegungen den Zusammenhalt einer mehrsprachigen Schweiz aufs Spiel?

Das mache ich ganz sicher nicht. Aber diese Heidiland-Diskussion ist obsolet. Fernab der Realität. Schauen Sie: Ein Aargauer Schüler hat nach der obligatorischen Schule 585 Lektionen im Französisch absolviert. Das kostet 155 000 Franken. Pro Schüler. Nur 7 Prozent der Realschüler erreichen die Grundkompetenzen. Die anderen 93 Prozent verstehen kein einfaches Sätzlein auf Französisch. Das ist ernüchternd.

Also einfach weg mit einer kulturellen Errungenschaft?

Wenn man die Schüler quält, ist das kontraproduktiv für das Verhältnis zur Romandie. Mehr Klassenlager, Schulreisen: gerne. Das sind positive Erfahrungen mit der Sprache – und für den kulturellen Zusammenhalt wichtig. Aber ich muss differenzieren: In den weiterführenden Schulen und vielen Berufslehren braucht es Französisch. Hingegen absolvieren viele Realschüler später eine Lehre, bei der sie kein Französisch benötigen. Heute klagen die Betriebe, dass sie nicht mehr mit schriftlichen Anleitungen arbeiten können, sondern mit Bildern. Weil die Deutschkenntnisse so schlecht sind. Wenn man nach elf Jahren in einem der teuersten Bildungssysteme der Welt keinen einfachen Satz versteht, ist das inakzeptabel. Da braucht es Verbesserungen. Da helfen innerschweizerische Sprachdebatten wenig.

Ist eine grundlegende Reform in der Schweiz überhaupt möglich?

Sie haben recht, dass das System enorm schwerfällig ist. Alles ist ineinander verzahnt. Die Lehrer werden an der PH ausgebildet, dort gilt Hochschulautonomie, die jungen Lehrer wenden das Gelernte im Unterricht an. Die Lehrmittel beruhen auf dem Lehrplan 21. Eine Kurskorrektur braucht leider viel Zeit. Aber sie ist dennoch unerlässlich. Aber klar, ein Handyverbot ist da natürlich einfacher umsetzbar.

Also wird eine Abkehr von den gescheiterten Reformen nie gelingen?

So würde ich das nicht sagen. Aber neben Zeit braucht es auch Mut. Wenn man sich keinen Fehler eingestehen möchte, könnte man zumindest argumentieren, dass die Schweiz heute eine andere ist als vor zwanzig Jahren – und daher Anpassungen nötig sind.



Befürworter der integrativen Schule sagen jeweils, dass es mehr finanzielle Mittel brauche. Vor allem, damit mehr pädagogische Betreuung möglich werde.

Es liegt sicher nicht am Geld. Dieses verpufft einfach in unserem System. Mein Sohn ist im Kindergarten, siebzehn Kinder sind dort in einer Klasse, aber es gibt fünf Lehrerinnen. Fünf! Natürlich nicht immer gleichzeitig, aber trotzdem. Statt einer ruhigen Lernatmosphäre herrscht ein Kommen und Gehen, so dass es heute eine Selbstverständlichkeit ist, dass die Schüler Ohrenschützer tragen, um in Ruhe zu lernen. Trotz so vielen Lehrerinnen in der Klasse.

Oder gerade deswegen?

Es ist die Aufgabe der Lehrer, eine Klasse zu führen. Kurz: eine Führungsaufgabe! Die meisten Kinder wollen ja lernen – und die, die stören, brauchen klare Regeln und Struktur. Studien zeigen: Ein, zwei verhaltensauffällige Kinder sind nicht das Problem. Aber sind es mehr, machen diese 20 Prozent der Klasse aus, gibt es einen Kippeffekt. Und alle Kinder verlieren.

Kleinklassen widersprechen dem inklusiven Gedanken.

Das Bildungssystem in Skandinavien wurde idealisiert und gleichzeitig wohl missverstanden. Integration und Inklusion heisst dort nicht, dass alle Kinder in dieselbe Klasse müssen. Sondern dass alle Kinder am gleichen Ort in die Schule gehen. Das möchte ich auch bei uns umsetzen. Gleiches Schulhaus, viele Klassen.

Auch Kleinklassen?

Natürlich. Denn diese sind in derselben Schule wie die Regelklassen daheim. Die Kinder sind in der Pause oder am Sporttag zusammen: Das ist integrativ. Separativ sind die Sonderschulen, die weit weg vom Wohnort sind und sich auf Behinderungsformen spezialisiert haben. Heute fordern genau diejenigen, die alle Kinder in dieselbe Klasse schicken wollen, mehr Sonderschulplätze. Dieser Widerspruch ist ein Witz. Wie so oft bei Ideologien.

Argumentiert wird dann: Wer in eine Kleinklasse muss, landet auf dem Abstellgleis.

Das ist eine Ausrede, oftmals sind es gerade die elitären ideologischen Kreise, die diese Kinder stigmatisieren. Diejenigen, die mit ihrer vermeintlich progressiven Überzeugung für die Inklusion einstehen, bewirken das Gegenteil eines fairen Systems. Das heutige benachteiligt gerade jene Kinder mit Migrationshintergrund. Was bringt ihnen selbstorganisiertes Lernen, wenn sie das gar nicht können? Was bringt lautgetreues Schreiben, wenn die Eltern am Abend den Aufsatz ihres Kindes nicht korrigieren können? Gerade Migrationskinder aus bildungsfernen Ländern würden mehr klare Regeln und Strukturen brauchen, weil ihre Eltern sie nicht unterstützen können. Solche Kinder wären in einer Kleinklasse besser aufgehoben. Das Zauberwort heisst Durchlässigkeit, damit der Klassenwechsel immer möglich ist.

Geht es nicht auch darum, dass die Kinder sich gleichgestellt fühlen?

So hängt man diese Kinder erst recht ab. Und hören Sie auf mit dieser Gleichmacherei. Kinder sind alle verschieden. Zum Glück.

Wie wollen Sie Kinder, die schlecht Deutsch sprechen, dann unterstützen?

Jedes Kind soll zur richtigen Zeit am richtigen Ort in der richtigen Klasse sein. Aber die Unterstützung muss schon früher beginnen – mit Deutschförderung für Dreijährige. Anders als in anderen Kantonen aber nicht obligatorisch.

Reicht das?

Nein. Aber es ist ein Anfang. Klar ist: Die Deutschkenntnisse sind entscheidend. Je früher wir fördern, desto besser für die Kinder. Das bedeutet für mich auch, dass wir flexibler werden müssen. Warum kann jemand, der noch nicht so weit ist, ein Kindergartenjahr nicht wiederholen? Oder in eine Einführungsklasse gehen, in der ein Kind mehr Zeit erhält? Solche Klassen wären im Aargau nach dem Gesetz erlaubt, es gibt sie aber kaum mehr. Das soll sich ändern.



«Der Zeitgeist hat die Schule erfasst»

Aargauer Zeitung, 2. Juni 2025, Schweiz, Interview Kari Kälin

Der Nidwaldner SVP-Bildungsdirektor Res Schmid rechnet mit den Schulreformen ab. Verantwortlich macht er auch die Bürgerlichen.

Früher testete Res Schmid Kampffjets der Schweizer Luftwaffe. Heute ist der 67-jährige Nidwaldner Regierungsrat bekannt dafür, Schulreformen unverblümt zu kritisieren. In seinem jüngsten Zwischenruf fordert der dienstälteste Bildungsdirektor der Schweiz, den Englischunterricht an der Primarschule zu streichen und ab der 5. Klasse mit Französisch zu beginnen. In seinem Büro in Stans mit Blick auf den verschneiten Brisen erklärt der SVP-Politiker CH Media seine bildungspolitischen Positionen.

Wie haben Sie Englisch gelernt?

Res Schmid: Erst an der Sekundarschule. Ich absolvierte später eine Ausbildung zum Militär-/Testpiloten und auch Linienpiloten. Dabei habe ich meine Englischkenntnisse vertieft. Wegen meines Berufs lebte ich drei Jahre in den USA.

Warum sollen Schweizer Kinder an der Primarschule kein Englisch mehr lernen?

Die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) verabschiedete vor 20 Jahren die Sprachenstrategie im Glauben, frühzeitiger Fremdsprachenunterricht führe zu besseren Lernerfolgen. Dies hat sich nicht bewahrheitet. Im Schulunterricht findet kein echtes Sprachbad statt. Zwei Fremdsprachen überfordern viele Kinder. Ernüchternd sind auch die Französischkenntnisse. Gemäss einer aktuellen EDK-Erhebung erreicht nur etwa die Hälfte der Jugendlichen die Mindestanforderungen.

Was bringt es, Englisch aus der Primarschule zu verbannen?

Es bleibt mehr Zeit für Deutsch und Mathematik. Das ist dringend nötig, denn in Pisa-Tests schneiden die Schweizer Jugendlichen insbesondere im Fach Deutsch immer schlechter ab. Zudem kommen die Kinder durch Medien oder Musik ohnehin quasi beiläufig mit Englisch in Kontakt. Diese Sprache erlernt man leichter als Französisch. Es macht Sinn, der schwierigeren Sprache mehr Zeit zu widmen.

Ist es ein Drama, wenn ein Nidwaldner und eine Genferin auf Englisch sprechen?

Französisch fördert den nationalen Zusammenhalt. Diese Sprache hat für unsere Identität einen anderen Stellenwert als Englisch. Wenn Schweizer sich im eigenen Land nicht mehr in einer Landessprache unterhalten können, haben wir ein ernstes Problem. An den EDK-Sitzungen spreche ich immer Französisch, wenn ich mich an die Amtskollegen aus der Romandie wende. Oft werden bei nationalen Themen in den Medien mehrere Landessprachen gesprochen. Schauen Sie nach Blatten. Die Behörden und Politiker informieren auf Deutsch und Französisch über die Naturkatastrophe.

Im Kanton Nidwalden gibt es viele international ausgerichtete Firmen. Gab es Kritik für Ihren Vorschlag, Englisch auf die Oberstufe zu verschieben?

Ich verstehe, dass sich die Wirtschaft für das Englisch einsetzt. Gute Englischkenntnisse entstehen aber nicht durch Frühförderung, sondern fundiertes, intensives Lernen. Nach drei Jahren Unterricht an der Oberstufe lassen sich die Ausbildungsziele problemlos erreichen.

Wie kann der Fremdsprachenunterricht verbessert werden?

Der wichtigste Aspekt ist: Wir müssen uns an der Primarschule auf eine Fremdsprache konzentrieren. Dann bleibt mehr Zeit für vertiefte Übung und Repetition. Auch der Sprachaustausch sollte intensiviert werden. In Nidwalden funktioniert das sehr gut, kein anderer Kanton hat mehr Austausch als wir. Unsere Kinder können bis zu zwei Wochen lang im Unterwallis die Schule besuchen und bei einer Familie wohnen – und umgekehrt. Die Rückmeldungen der Schüler sind durchs Band positiv. Die Motivation steigt, der Austausch wirkt wie ein Türöffner für eine neue Sprache und Kultur.



Haben Sie in der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren Verbündete für Ihre Position?

Hinter vorgehaltener Hand unterstützen mich einige. Viele haben erkannt, dass die Sprachenstrategie gescheitert ist. Aber nicht alle Politiker haben den Mut, dies öffentlich einzugestehen. Immerhin wird sie in der EDK auf meinen Antrag hin einer Prüfung unterzogen.

Sie sind mit 15 Amtsjahren der erfahrenste Bildungsdirektor der Schweiz. Welche erfreulichen Entwicklungen gab es in dieser Zeit an der Volksschule?

Die Lichtblicke sind die engagierten Lehrpersonen, motivierten Schüler und Eltern, die mitziehen. Das Volk weiss, wie wichtig eine gute Bildung als Basis für unseren Wohlstand ist. Und schon lange arbeite ich gut zusammen mit Lehrpersonen, Schulbehörden und Schulleitungen. In den ersten Jahren jedoch stiess ich als SVP-Politiker auf Widerstand.

Was läuft schief?

Viel. Zu viel integrative Schule, die Abschaffung der Noten, unklare Anforderungen, das unsäglich lautgetreue Schreiben, zu wenig geführter Unterricht, seit Jahren sinkende Ergebnisse bei der Pisa-Studie, Lehrpersonen, die von der Schulleitung zu wenig entlastet werden, ideologisch gefärbte Ausbildung an der Pädagogischen Hochschule...

Macht Ihnen Ihr Job eigentlich Freude?

Ja, die Bildung war mein Wunschdepartement und es geht um die Zukunft unserer Kinder. Eine Gesellschaft ist nur so erfolgreich und gut wie ihr Bildungssystem. Dem müssen wir vermehrt Rechnung tragen.

Ihre oben genannten Themen können wir in diesem Interview nicht alle abarbeiten. Nur ein Punkt: Bei der integrativen Schule geht es unter anderem um Chancengleichheit, also darum, dass schwächere Kinder nicht den Stempel eines Förderschülers tragen. Was ist daran falsch?

Ich stelle nicht in Abrede, dass die integrative Schule bis zu einem gewissen Grad funktioniert. Wenn aber zu viele Kinder mit starken Lernschwächen oder Verhaltensauffälligkeiten in der Regelklasse sind und die Lehrpersonen dabei überfordert werden, ist eine rote Linie überschritten. Es ist effizienter, diese Kinder einige Wochen oder Monate lang in speziellen Förderklassen zu unterrichten. Sie können danach wieder in die Regelklasse wechseln. Im Zeugnis gäbe es keinen Vermerk «Förderklasse».

Lehrerorganisationen monieren, es fehle an genügend Ressourcen. Müsste man den Hebel nicht dort ansetzen?

Nein. Der Unterricht in der Regelklasse leidet zu stark. Es bringt nichts, noch mehr Geld in ein dysfunktionales System zu pumpen. Mir schwebt vor, dass schulische Heilpädagogen vermehrt Förderklassen führen, anstatt ausschliesslich Einsätze in der Regelklasse zu leisten. Drei Nidwaldner Gemeinden praktizieren dieses System bereits mit Erfolg.

Worauf stützen Sie Ihre Einschätzungen zur Volksschule?

Auf 15 Jahre Erfahrung, viele Gespräche mit Lehrpersonen, Eltern, Schulleitungen. Ich besuche jährlich alle Schulgemeinden, um mir ein umfassendes Bild von der Front zu verschaffen. Das Vertrauen in die Schule sinkt – nicht wegen schlechter Lehrpersonen, sondern wegen eines Systems, das zu viel auf einmal will.

Wie kam es zu dieser Entwicklung?

Der Zeitgeist hat die Schule erfasst. Jede pädagogische Reform wurde ohne Blick auf die Langzeitwirkung eingeführt. Die bürgerlichen Parteien tragen dafür eine grosse Verantwortung. Im Bildungsbereich haben sie das Feld in den letzten 40 Jahren auf allen Staatsebenen zu einem grossen Teil den Linken überlassen. Entsprechend einseitig wurde die Bildungspolitik geprägt.

Wollen Sie das bildungspolitische Rad der Zeit zurückdrehen?

Nein, aber ich will das Rad wieder richtig zum Laufen bringen. Ich bin kein Nostalgiker, sondern ein Realist. Ich wehre mich dagegen, bewährte Methoden modernen Trends zu opfern. Ein Beispiel: Mit Frontalunterricht durch engagierte Lehrpersonen werden mindestens gleich gute Resultate erzielt wie beim selbst organisierten Lernen, das viele Kinder überfordert.



Haben Sie sich von den Nidwaldner Lehrpersonen entfremdet? Die kantonalen Schulverbände warfen Ihnen vor, Sie seien ein Mann der alten Schule, nachdem Sie in der NZZ die aktuelle Bildungspolitik kritisiert hatten.

Im Gegenteil. Viele haben mir geschrieben und meine Haltung begrüsst. Ich bekam nicht nur national, sondern auch international viele positive Rückmeldungen. Sogar ein emeritierter Pädagogik-Professor aus Deutschland hat mich unterstützt mit dem Tenor: «Endlich sagt's mal einer.»

Ihr Walliser Amtskollege, EDK-Präsident Christophe Darbellay (Mitte), will wieder mehr Diktate üben, weil die Romands so viele Fehler machen. Es würde uns überraschen, wenn Sie nicht seiner Meinung wären...

...natürlich hat er recht. Ich ermuntere alle Lehrpersonen immer wieder, Fehler zu korrigieren und Diktate durchzuführen. Rechtschreibung ist wichtig. Oft wird bei Stellenbewerbungen ein handschriftlicher Beitrag verlangt.

Was haben Sie als Bildungsdirektor erreicht?

Zum Beispiel, dass die Nidwaldner wieder ab der 3. anstatt der 5. Klasse benotet werden. Im Stundenplan haben wir die Zahl der Deutsch- und Mathematikektionen erhöht. Wir haben das Einschulungsalter um vier Monate verschoben, damit die Kinder beim Kindergarten Eintritt und beim Schulaustritt entsprechende Älter sind. Das hat sich sehr bewährt. Auf einer allgemeinen Ebene ist es mir gelungen, gegen den nationalen bildungspolitischen Mainstream anzukämpfen und den Mut für Korrekturen aufzubringen. Am Anfang wurde ich dafür hart angegangen. Ohne dickes Fell wäre ich eingeknickt.

Zum Abschluss: Welche Schulreform würden Sie dringend machen?

Alle fremdsprachigen Schüler – egal, ob es der Sohn des amerikanischen Ingenieurs bei den Pilatuswerken oder die Tochter des eritreischen Flüchtlings ist – sollten das Niveau A2 erreichen, bevor sie eine Regelklasse besuchen. Zu diesem Zweck sollten wir flächendeckend Integrationsklassen einführen. Dieses Modell ist im Kanton Nidwalden angedacht.

Das kostet Geld.

Ja. Aber diese Investition lohnt sich. Ich hoffe, mein Nachfolger oder meine Nachfolgerin kann meine Vorarbeiten in die Tat umsetzen. Ich trete per Ende Juni 2026 nach vier Legislaturen als Regierungsrat zurück – und freue mich auf mehr Zeit mit der Familie, vor allem meinem Enkelkind.

«Schüler wurden im Französisch schlechter»

NZZ, 12. Juni 2025, Schweiz, Corina Gall

Die einschneidenden Reformen der vergangenen Jahre hätten im Aargau das Niveau gesenkt, beklagt sich die Badener Gymnasiallehrerin Jacqueline Derrer im Gespräch mit Corina Gall. Vor allem der Anteil jener, die wenig bis nichts können, sei gestiegen.

Frau Derrer, ich war von 2008 bis 2012 eine Ihrer Schülerinnen. Meine Noten waren durchschnittlich, eine Liebe fürs Französische entwickelte ich erst im Studium in Genf. Wie war das bei Ihnen?

Als ich in der Primarschule war, fuhren meine Eltern mit uns Kindern an den Neuenburgersee zum Zelten. Ich sprach kein Wort Französisch, aber ich ging trotzdem alleine in den Laden des Zeltplatzes. Dort zeigte die Verkäuferin auf meinen Pullover, auf dem ein Schmetterling aufgedruckt war, und sagte: «Papillon.» Das klang so schön, es war um mich geschehen.

Es wäre also so einfach: Deutschschweizer Familien sollten mit ihren Kindern mehr in die Westschweiz fahren?

Die Liebe zu Sprachen geht immer über Menschen, Erlebnisse, Emotionen. Als Teenager durfte ich



mit einer Freundin nach Frankreich reisen, um Reitferien zu machen. Wir hatten eine wunderschöne Zeit. Da wusste ich, dass ich die Sprache einmal richtig gut beherrschen will.

Kann man Jugendliche trotzdem mit Schulunterricht fürs Französisch begeistern?

Bis zu einem gewissen Grad geht das. Aber in der Deutschschweiz gibt es dem Französisch gegenüber viele Vorurteile. Ich war gerade mit einer Klasse auf einer Exkursion an die Sprachgrenze in Biel. Dort wurde uns erzählt, dass es auch zweisprachige Klassen gibt. Meine Schüler wurden gefragt, welche Klasse sie besuchen würden. Eine Schülerin sagte überzeugt: deutschsprachig. Sie möge Französisch nicht, weil es schwierig sei.

Ist das ein Vorurteil? Der Schülerin würden wohl viele recht geben.

Französisch zu lernen ist anspruchsvoller, als Englisch zu lernen. Englisch ist nicht nur einfacher, die Jugendlichen begegnen der Sprache auch im Alltag. Es gibt eine passive Immersion durch die Pop-Kultur. Mein Sohn kann perfekt Englisch, und dies ohne Matura. Denn er schaut alle Filme und Serien auf Englisch. Das ist auch bei meinen Schülern so. Sie finden Englisch cool. Französisch hat diesen Bonus nicht. Es gilt gar häufig als uncool, zu sagen, dass man Französisch mag.

Da blutet einem als Französischlehrerin doch das Herz.

Nicht mehr, ich bin abgehärtet. Wenn man Französisch unterrichtet, muss man akzeptieren, dass man es schwerer hat als ein Englischlehrer. Es gibt Schüler, die im Französisch schon aufgegeben haben, bevor sie an die Kantonsschule kommen. Die Schüler vergleichen zudem ihre Französischfähigkeiten oft mit ihrem Niveau im Englisch und denken deshalb, sie seien schlecht.

Wären Sie lieber Englischlehrerin?

Nein! Ich sage nur, für eine junge Lehrperson kann es zu Beginn hart sein. Ich sehe es pragmatisch: Es ist mein Job, die Schüler erfolgreich zur Matura zu führen. Ich mache ihnen klar, dass sie diese Sprache lernen müssen.

Warum müssen sie Französisch lernen?

Französisch ist eine Landessprache, deshalb muss man sie können. In der Politik ist oft von Kohäsion die Rede. Französisch zu können, ist wichtig für den Zusammenhalt des Landes, davon bin ich überzeugt. Ich bin so sehr davon überzeugt, dass ich vor zehn Jahren an der Kantonsschule Baden einen alljährlichen Schüleraustausch mit einem Gymnasium im Kanton Freiburg initiiert habe.

Neben dem Zusammenhalt der Schweiz sind auch die Berufschancen ein Argument fürs Französisch. Kann man damit Jugendliche überzeugen?

ymnasiasten überzeugt das kaum. Es sind vielleicht auch nicht alle, die das Französisch später im Job brauchen. Aber wenn sie es brauchen, ist es sehr wertvoll. So oder so: Es ist ein Schulfach, es ist im Lehrplan vorgeschrieben, und es gibt eine klare Vorgabe, was die Schüler können müssen.

Aber die Vorgaben erfüllen viele nicht. Warum ist das so?

Ich kann vor allem für den Aargau sprechen. Hier gab es die letzten Jahren einschneidende Reformen, die dazu geführt haben, dass die Schüler schlechter im Französisch wurden.

Welche waren das?

Seit ich unterrichte, sank im Französisch die Anzahl der Stunden pro Woche. Zudem schaffte man die Abschlussprüfung an der Bezirksschule ab, das Repetieren des Stoffs fiel damit weg. Dann stieg man von fünf auf sechs Jahre Primarschule um und führte das Frühfranzösisch ein. Neu hatten die Schüler bereits in der Primarschule Französisch, dafür wurde die Zahl der Lektionen in der Oberstufe gekürzt.

Die Gesamtzahl der Französischstunden in der obligatorischen Schulzeit blieb mit dem Frühfranzösisch etwa gleich. Wo liegt das Problem?

In der Primarschule sind die Leistungsziele tiefer. Zudem machen die Schüler langsamere Fortschritte, weil sie noch nicht in ihre jeweiligen Leistungsniveaus aufgeteilt sind. Später an der Oberstufe ist der Unterricht an das jeweilige Niveau angepasst. Die Schüler können dort vom Französischunterricht mehr profitieren.



Bei der Einführung des Frühfranzösisch wurde argumentiert, dass die Schüler die Sprache besser lernen, je früher sie damit beginnen. Von einem sogenannten Sprachenbad war die Rede.

Das Argument mit dem Sprachenbad ist ein Witz. Der Begriff ist in diesem Kontext völlig falsch. Die Kinder erhalten Französischlektionen, fertig. Als wir mit unserer einjährigen Tochter für zwei Jahre nach Paris gezogen sind, war sie einem Sprachenbad ausgesetzt, weil alle um sie herum französisch gesprochen haben, ihre Eltern aber schweizerdeutsch.

Als Argument gegen das Frühfranzösisch wird oft gesagt, dass die Kinder erst richtig Deutsch lernen sollten. Wie sehen Sie das?

Wenn ich sagen würde, das Frühfranzösisch soll abgeschafft werden, würde das in der Westschweiz nicht verstanden. Doch es gibt zwischen der Westschweiz und der Deutschschweiz einen entscheidenden Unterschied: Wir Deutschschweizer müssen in der Primarschule erst einmal richtig Hochdeutsch lernen. Unsere Primarschüler müssen im Deutschunterricht mehr leisten als die Welschen im Französischunterricht.

Das Frühfranzösisch überfordert die Kinder?

Absolut. Das gilt erst recht für ein Kind mit einem Migrationshintergrund, das zu Hause kein Schweizerdeutsch spricht. Man verlangt von diesem Kind zu viel, wenn es in der Primarschule auch noch Französisch lernen soll. Es besteht die Gefahr, dass es dann weder gut Hochdeutsch kann noch Fortschritte im Französisch macht. Doch das Frühfranzösisch ist nicht das einzige Problem. Bei den erwähnten Reformen im Aargau wurde auch die Notenberechnung für den Übertritt an die Kantonsschule angepasst. Die Noten im Englisch und im Französisch werden seither zusammengezählt. Das ist verheerend.

Warum?

Weil die Schüler ihr Französisch mit der Englischnote kompensieren können. Den meisten gelingt dies problemlos. Ihnen fehlt damit die Motivation, im Französisch eine gute Note zu schreiben.

Woran erkennen Sie, dass die Schüler schlechter wurden im Französisch?

Wir beobachten dies nicht nur im ersten Jahr der Kantonsschule, sondern auch bei den Aufnahmeprüfungen. Diese müssen jene schreiben, die aus einem anderen Kanton kommen oder an der Bezirksschule nicht den nötigen Schnitt erreichten. Der Notenschnitt aller Teilnehmenden liegt im Französisch regelmässig zwischen 2 und 3.

In meiner Klasse waren viele sehr sprachbegabt, unter ihnen auch mehrere mit Migrationshintergrund. Es gab aber auch bei uns Schüler, die sehr schlecht im Französisch waren, die nötigen Seiten im Buch nie lasen, kaum am Unterricht teilnahmen. Was ist bei den heutigen Klassen anders?

Es gibt immer noch Schülerinnen und Schüler, die stark sind. Aber der Anteil jener, die wenig bis nichts können, ist viel höher. Und deren Noten gehen tiefer nach unten. Daran sind nicht die Lehrpersonen schuld. Es liegt an der generellen Abwertung des Französisch.

Sie sagen, die schlechten Französischkenntnisse liegen an den Schulreformen und der Beliebtheit des Englisch. Aber ist es nicht so, dass das Fach schon immer als unbeliebt galt, über die Französischlehrer schlecht gesprochen wurde und viele sagten, ihnen sei aus dem Unterricht kaum etwas geblieben?

Ich vermute, dass das Französisch auch darum unbeliebt war, weil Lehrer den Finger in die Wunde der Schüler steckten und andauernd Fehler hervorgehoben haben. Auch war der Unterricht sicher weniger auf Kommunikation aufgebaut als heute. Die Schüler haben sich kaum getraut, etwas zu sagen. Sie wurden entmutigt.

Mein Vater hat mir, als ich noch ein Kind war, erzählt, dass er nach seiner Abschlussprüfung mit Freunden alle Französischbücher verbrannt habe. Die Schuld für seinen Hass aufs Französisch gab er seiner Lehrerin.

Ich stelle regelmässig fest, dass Generationen die negativen Geschichten weitertragen. Das ist für die Französischlehrer von heute hart. Manche bitten die Eltern vor dem Schuleintritt der Kinder, das



Französisch bitte nicht schlechtzureden. Der Ruf ist nicht mehr gerechtfertigt, unser Unterricht heute ist lustvoller.

Was heisst das für Ihren Unterricht, wenn die Schüler so schlecht geworden sind?

Das Defizit der schlechten Schüler können wir Lehrer bis zur Matura nicht immer aufholen. Aber wir tun, was wir können. Neu machen wir zu Beginn eine Standortbestimmung, mit der wir das Niveau der Schüler eruieren. Jene, die eine zu tiefe Punktzahl erreichen, können Stützkurse besuchen. Aber die sind freiwillig, dauern eine Woche und finden in den Herbstferien statt.

Sprich, kaum jemand geht hin?

Nein, es kommen viele. Denn jene, die die Kurse besuchen, profitieren davon. Drei junge Lehrpersonen haben zudem für das kommende Schuljahr ein neues Stützkursprojekt aufgebaut. Wenn die ungenügenden Schüler den Kurs in den Herbstferien nicht besuchen, müssen sie in einen Lerntreffpunkt, wo sie mit Lehrpersonen und Tutoren üben können.

Das klingt aufwendig und teuer.

Das ist es auch. Und die Finanzierung ist leider noch nicht gesichert. Doch wir müssen zu kompensieren versuchen, was zuvor verbockt wurde. Das Niveau B2, das die Schüler bei der Matura haben müssen, ist eidgenössisch vorgeschrieben, und es wurde bisher nicht nach unten angepasst.

Wie bringen Sie Ihre Schüler zum Ziel?

Ich will zum Beispiel, dass sie reden können und sich getrauen, auf Französisch zu sprechen. Das ist oft das Schwierigste. Ich vergebe manchmal Noten für die Arbeitshaltung, damit sie bei Sprechübungen nur französisch reden.

Es braucht also Druck und Bestrafung, damit die Schüler sich bemühen?

Eine sehr harmlose Bestrafung, ja. Manchmal braucht es Druck. Es ist eine Herausforderung, die aber auch Spass macht. Wenn wir es schaffen, dass alle französisch sprechen, freuen sich auch die Schüler. Sie merken, dass es möglich ist. Und ich sage ihnen immer wieder, dass sie stolz darauf sein sollen, was sie schon alles können. Ich rede ihnen gut zu, muntere sie auf.

Haben Sie nach dreissig Jahren immer noch Spass daran, die französische Grammatik zu erklären?

Manchmal sage ich zu meinem Mann: «Ach, jetzt muss ich schon wieder erklären, wie man Konditionalsätze bildet.» Das stinkt mir manchmal. Aber wir machen an unserer Schule auch coole Projekte. Kürzlich haben wir im Akzentfach Moderne Sprachen Musikvideos gedreht und uns mit dem Eurovision Song Contest in der Schweiz befasst. Die Schüler waren sehr motiviert. Manchmal entdecke ich in meiner Freizeit auch Spiele, die ich dann mit in den Unterricht nehme.

Apropos Konditionalsätze: Si nous avions mené toute l'interview en français, vos élèves l'auraient-ils comprise?

Les élèves de première année n'auraient sans doute pas tout compris, mais les élèves des classes de maturité, oui.

Verstehen Sie, weshalb Schülerinnen und Schüler in Ihrem Unterricht leiden?

Leiden tun sie trotz allem nicht! Aber auch ich weiss, dass es viel Ausdauer braucht, eine neue Sprache zu lernen. Ich bin seit längerem dabei, Spanisch zu lernen.



Kantone wollen Französisch erst in der Oberstufe – Sprachenstreit spitzt sich zu

Tages-Anzeiger, 31. Mai 2025, Claudia Blumer

In 12 von 19 Deutschschweizer Kantonen ist die Abschaffung von Primarschul-Französisch ein Thema oder schon beschlossen. Der Bund könnte eingreifen. Warum wartet er zu?

In Kürze:

- Primarschul-Französisch ist in den Kantonen unter Druck. 12 von 19 Deutschschweizer Kantone diskutieren über die Abschaffung.
- Der Sprachenstreit ist neu entflammt. Der letzte wurde vor knapp zehn Jahren gütlich beigelegt.
- Das zuständige Innendepartement unter Elisabeth Baume-Schneider (SP) macht deutlich, dass der Bundesrat ein Abweichen von der Sprachenstrategie nicht akzeptieren würde.

«Qu'est-ce qu'un vêtement?» Jüngst wurden Schülerinnen und Schüler aus der ganzen Schweiz am Ende der dritten Sekundar- oder Gymnasialklasse auf ihre Sprachkenntnisse getestet. Und zwar in der Schulsprache, in Englisch sowie in der zweiten Landessprache. Es waren «kürzere Texte zu vertrauten Themen, alltagstauglich und schulbezogen verfasst», welche die Schüler im Französischunterricht lesen und in der Hauptaussage erfassen mussten. Zum Beispiel einen Wikipedia-Eintrag zur Frage: Was ist ein Kleidungsstück?

Rund die Hälfte aller Deutschschweizer Schüler schafft es heute nicht, am Ende der obligatorischen Schulzeit solche einfachen 500-Zeichen-Texte richtig zu interpretieren. Dies, obwohl sie ihn nicht übersetzen, sondern lediglich in einer Multiple-Choice-Antwort ankreuzen müssen, worum es im Text geht. In der Westschweiz und im Tessin sind die Resultate in der Landes-Fremdsprache Deutsch ebenso ungenügend.

Sprachenstreit neu entflammt

Der Bericht zur Überprüfung des Erreichens der Grundkompetenzen (ÜGK), den die Erziehungsdirektorenkonferenz kürzlich präsentierte, befeuert eine Debatte, die in vielen Kantonen seit Monaten im Gang ist. Kritiker der aktuellen Fremdsprachenstrategie wollen Französisch aus der Primarschule verbannen und auf die Oberstufe verschieben. Neben Englisch, das in den meisten Kantonen ab der 3. Klasse unterrichtet wird, überfordere Französisch ab der 5. Klasse die Schulkinder, sagen sie.

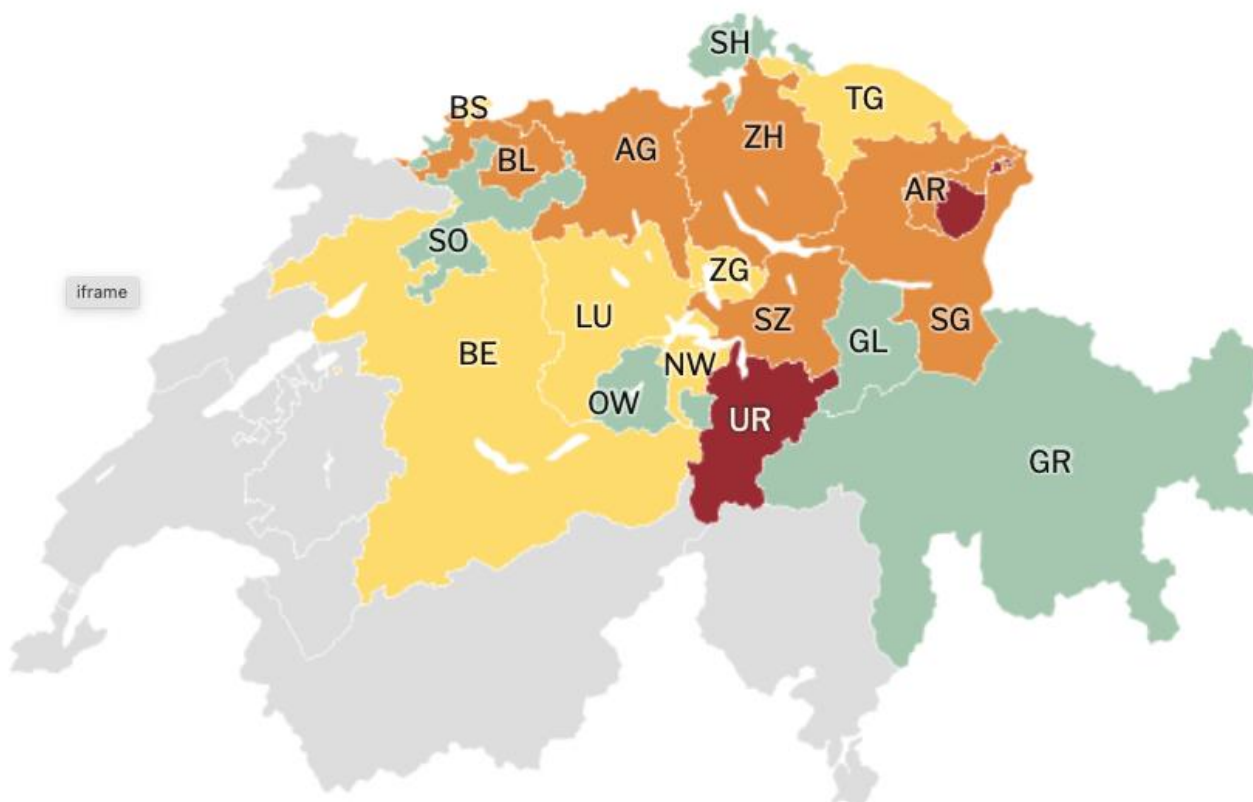
Recherchen zeigen nun: In 12 von 19 Deutschschweizer Kantonen sind entsprechende parlamentarische Vorstösse pendent oder bereits beschlossen. Die schlechte Leistungsbilanz der Schweizer Schüler, ausgewiesen im neusten ÜGK-Bericht, liefert ihnen ein zusätzliches Argument.

Bereits diesen Frühling hat der Kanton Appenzell Ausserrhoden entschieden, den Französischunterricht auf Primarstufe abzuschaffen. Im Kanton Zürich ist ein ähnlich lautender Vorstoss zwar noch hängig, aber die Absender SVP, GLP, Mitte und EVP dürften mit Unterstützung einiger FDP-Stimmen eine Mehrheit bekommen. Im St. Galler Kantonsrat wird ein Vorstoss gegen Frühfranzösisch aus der FDP-Fraktion von links bis rechts unterstützt, die Regierung hat sich ebenfalls dafür ausgesprochen.

Auch im Thurgau, in Bern, beiden Basel, Luzern, Nidwalden und Zug sind entsprechende Vorstösse hängig. Der Aargauer Grosse Rat wiederum hat entschieden, dass Primarschulkinder nur noch Französisch lernen sollen, wenn sie in Deutsch gut genug sind. Ansonsten sollen sie statt Französisch zusätzliche Deutschlektionen erhalten. Und schliesslich gibt es zwei Kantone, die Frühfranzösisch gar nie eingeführt haben: Appenzell Innerrhoden und Uri.

Französisch-Unterricht in der Primarschule

In zwölf Kantonen in der Deutschschweiz laufen Bestrebungen, Frühfranzösisch zu kippen. Zwei haben es gar nie eingeführt.



Grafik: can, cb; Quelle: Eigene Recherche, EDK

Alain Bersets Drohkulisse

Die Schweiz befindet sich erneut in einem Sprachenstreit, nachdem der letzte vor rund zehn Jahren gütlich beigelegt worden war. Damals wollten der Thurgau und eine Handvoll kleinere Kantone ausscheren aus der Sprachenstrategie, die die Kantone 2004 gemeinsam erarbeitet hatten. Diese sieht vor, dass an der Primarstufe im ganzen Land Englisch sowie eine zweite Landessprache unterrichtet werden. Die Reihenfolge sowie den Start der jeweiligen Fremdsprache können die Kantone selber bestimmen.

Es waren damals weniger Kantone als heute, die sich anschickten, auszuscheren. Dennoch drohte das Innendepartement (EDI) von Alain Berset mit einer Gesetzesrevision, die alle Kantone zum Frühfranzösisch verpflichtet hätte. Berset liess eine Vernehmlassung durchführen für eine Revision



des Sprachengesetzes. Hintergrund der Vernehmlassung sei die «Entwicklung in einzelnen Kantonen, welche den Unterricht in einer zweiten Landessprache auf der Primarstufe infrage stellen», schrieb das EDI.

Die Reaktion fiel grossmehrheitlich kritisch aus. Die Kantone sollen sich einigen, so lautete der Tenor. Der Bund solle in die Bildungshoheit der Kantone nur im äussersten Notfall eingreifen, oder am liebsten gar nicht.

Bund kann Frühfranzösisch verordnen

Allerdings ist nicht nur die kantonale Hoheit im Bildungswesen verbrieft, sondern auch die Bundeskompetenz, zur Rettung des Sprachfriedens einzuschreiten. So heisst es in der Bundesverfassung: «Bund und Kantone fördern die Verständigung und den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften.» Und an anderer Stelle: «Kommt auf dem Koordinationsweg keine Harmonisierung des Schulwesens (...) zustande, so erlässt der Bund die nötigen Vorschriften.» Dem liegt der Anspruch zugrunde, dass Familien in der Schweiz von einem Kanton in den nächsten ziehen können, ohne dass die schulpflichtigen Kinder wegen divergierender Schulsysteme Probleme bekommen.

Der Bundesrat verzichtete schliesslich auf ein nationales Französischgesetz: Das Thurgauer Kantonsparlament hatte eingelenkt. Das Departement Berset kommunizierte den Entscheid mit einer subtil drohenden Note: Die Voraussetzungen für eine Bundesregelung seien «derzeit» nicht gegeben. Jedoch: «Sollte ein Kanton entscheidend von der harmonisierten Lösung in der Sprachenfrage abweichen», werde der Bund die Situation neu beurteilen.

EDI: «Beobachten die Diskussion aufmerksam»

Nun ist es so weit. Das zuständige Innendepartement unter Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider (SP) verfolge die Diskussion in den Kantonen sehr aufmerksam, sagt Kommunikationschef Christoph Lenz – «auch wenn die Wirkung der Forderungen auf den Unterricht bisher noch nicht erkennbar ist». Der Bundesrat vertraue darauf, dass die Kantone ihrer Verantwortung, die Sprachenstrategie umzusetzen, weiterhin nachkämen.

Baume-Schneider, die mit Schweizerdeutsch sprechenden Eltern im Jura zweisprachig aufgewachsen ist, war jurassische Bildungsdirektorin, als der letzte Sprachenstreit aufflammte. Sprecher Lenz macht deutlich, dass der Bundesrat es nicht akzeptieren würde, wenn die Kantone Primarschul-Französisch tatsächlich streichen. «Sollte der Sprachenkompromiss effektiv erodieren, hat der Bund die Möglichkeit, einzugreifen», sagt er. Das Lernen einer zweiten Landessprache sei in der Schweiz essenziell.

Frühfranzösisch: Präsidentin des Lehrerverbandes kritisiert mangelnde Bildungsqualität. «Die Resultate sind beunruhigend»

Weltwoche, 31. Mai 2025

Nach jahrelanger Verteidigung des Frühfranzösischs deutet nun auch der Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH) einen Kurswechsel an. Präsidentin Dagmar Rösler erklärte im Blick, dass die Resultate des frühen Fremdsprachenunterrichts «beunruhigend» seien und eine Anpassung nötig sei.

Hintergrund ist eine Vergleichsstudie der Konferenz der Erziehungsdirektorinnen und -direktoren, die zeigt: Nur rund die Hälfte der deutschsprachigen Schulabgänger erreicht die Minimalziele im Fach Französisch – deutlich weniger als im Fach Englisch, wo 80 Prozent der Schülerinnen und



Schüler die Anforderungen erfüllen. Besonders bei sprachschwachen Kindern habe sich das Frühfranzösisch sogar negativ ausgewirkt.

Die Einführung zweier Fremdsprachen auf Primarstufe sei 2004 mit überhöhten Erwartungen erfolgt, so Rösler. Im Schulalltag habe man nie mit den politischen Zielsetzungen Schritt halten können: Es fehle an Lektionen, an Halbklassen und an Niveaugruppen. Englisch profitiere zudem von seiner Präsenz in Musik, Social Media und Streamingdiensten – Französisch hingegen sei für viele Deutschschweizer eine abstrakte Sprache geblieben.

Ob das Zwei-Fremdsprachen-Modell auf Primarstufe noch zeitgemäss sei, müsse nun offen diskutiert werden, forderte Rösler. Die Lehrpersonen würden sich zwar mit grossem Engagement einsetzen, aber ohne zusätzliche Ressourcen – kleinere Klassen, mehr Lektionen – sei ein hochwertiger Unterricht kaum möglich. Ansonsten sei es nicht mehr gerechtfertigt, an zwei Fremdsprachen in der Primarschule festzuhalten, so Rösler.

Die Mehrsprachendidaktik ist unter Druck

Condorcet Bildungsperspektiven, 26. Mai 2025, Felix Schmutz

Das sinkende Schiff der Mehrsprachigkeitsdidaktik

Die Redaktion des Condorcet-Blogs muss sich bei unseren Leserinnen und Lesern entschuldigen, bei denen wohlmöglich der Eindruck entstanden ist, dass unser Bildungsblog langsam aber sicher monothematisch zu werden beginnt. Schon wieder ein Text zum Frühfranzösisch und den ÜGK-Ergebnissen! Keine Sorge, es folgen bald wieder Beiträge, die sich mit anderen überaus brisanten Bildungsthemen beschäftigen. Immerhin dürfen wir als Erklärung unserer momentanen Priorisierung darauf hinweisen, dass diese Reform wie ein Lehrstück für die gesamthaft verquarkte Reformpolitik der letzten Jahre steht. Im Zentrum des Beitrags von Felix Schmutz steht das Scheitern der Mehrsprachendidaktik, die sich als offensichtlich wissenschaftlicher Unfug herausstellte.

Die Ergebnisse der ÜGK

Die Resultate der ÜGK-Vergleichstests (Überprüfung der Grundkompetenzen) in Deutsch, Französisch und Englisch dürften insbesondere die Französischdidaktiker nicht freuen. Die Werte für Französisch sind mehr als betrüblich. Schweizweit verstehen nur 58% der Jugendlichen, was sie hören, und nur 51%, was sie lesen, wenn sie die obligatorische Schule verlassen. Und gemeint sind damit Grundkompetenzen, also keine anspruchsvollen Polit-Diskussionen oder literarisch hochstehende Texte. Umgekehrt bedeutet das, dass 42% nicht verstehen, was man ihnen auf Französisch sagt, und 49% nichts anfangen können mit dem, was geschrieben steht. In Basel-Stadt sind es sogar 45%, die nichts Gehörtes verstehen, und 54%, die beim Gelesenen passen müssen.

Die Folgen einer neuen Didaktik

Es ist nun 13 Jahre her, seit die Autoren B. Grossenbacher, E. Sauer und D. Wolff in ihrer Einführung zum neuen Französischlehrmittel Mille feuilles unter dem Titel Neue fremdsprachendidaktische Konzepte (Schulverlag plus AG, 2012) eine ganz neue, erfolgversprechende Lehrmethode angepriesen haben:

«Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Didaktik der Mehrsprachigkeit dazu beiträgt, dass beim Sprachenlernen verstärkt Synergien genutzt werden können, welche ... den Lernprozess effizienter machen.» (S.7)

Die Ausdifferenzierung der ÜGK-Ergebnisse nach Leistungsstufen zeigt, wem diese neue Didaktik genützt und wem sie offensichtlich nichts gebracht hat: Im Niveau P (progymnasiale Sekundarstufe) erreichen in BS 83% die Grundkompetenzen im Hören und 80% im Lesen. Für Grundkompetenzen

auch nicht erhebend, aber immerhin etwas. Im Niveau A hingegen erreichen gerade 15% die Grundkompetenzen im Hören, aber nur ganze 8% diejenigen im Lesen. Beim mittleren Niveau E sind es 44%, die verstehen, was sie hören, und 27%, welche die Texte in Grundzügen verstehen. Damit dürfte erwiesen sein, dass die Mehrsprachigkeitsdidaktik eine äusserst elitäre Lehrmethode ist, die den Begabten und den vermutlich zu Hause Unterstützten nicht schadet, das mittlere und untere Leistungsniveau hingegen klar benachteiligt. Und noch einmal: Es geht um alltägliche Konversation und um einfach gestrickte Alltagstexte.

Wer das Buch von Grossenbacher et al. heute liest, kann nur den Kopf schütteln, mit welchem Optimismus das Autorenteam damals seine Theorien vertreten und fest daran geglaubt hat, obwohl es keinerlei wissenschaftlich fundierte Bestätigung gab, dass seine Überzeugungen in der Realität der Volksschule in einen gelingenden Unterricht überführt werden können. In unzähligen Fortbildungstunden wurden Lehrkräfte mit dem neuen Konzept indoktriniert. Kritik daran wurde als Majestätsbeleidigung, Arbeitsverweigerung und elende Rückständigkeit gedeutet. Sanktionen wurden verhängt. Von der Politik und den Erziehungsbehörden wurden die Konzepte als «wissenschaftliche Wahrheit» eins zu eins geglaubt und unterstützt.

Bereits eine frühere Überprüfung der Ergebnisse der Französischkenntnisse mit den neuen Lehrmitteln durch die Universität Fribourg war enttäuschend ausgefallen. Die Prinzipien der Mehrsprachigkeitsdidaktik, die den Lehrmitteln zu Grunde gelegt wurden, lassen deshalb aus heutiger Sicht eher eine Art Antididaktik erkennen, die Lernfortschritte eher verhindert als befördert. Hier ein paar Beispiele für Fehlannahmen der Autoren:

Die Mehrsprachigkeit



Die Begrüssung in Französisch auch mit Italienisch, Englisch, Romanisch, Russisch, Serbisch ja sogar Suaheli vergleichen...

Die Fremdsprachen sollen kombiniert und vernetzt unterrichtet werden, denn sprachliche Tätigkeit spielt sich im Gehirn an den gleichen Stellen ab, was die bildgebenden Verfahren zeigen.

Das führte dazu, dass Primarschulkinder die Begrüssung in Französisch auch mit Italienisch, Englisch, Romanisch, Russisch, Serbisch ja sogar Suaheli vergleichen sollten, um sie sich einzuprägen. Der bisher möglichst einsprachig zu führende Unterricht wurde als rückständig und nicht hirnkonform gezeisselt. Ständige Sprachvergleiche sollten Synergien schaffen.

Tatsächlich ist der Ort der Sprachtätigkeit im Gehirn noch keinerlei Beweis dafür, dass Menschen die Sprachen beim Sprechen dauernd vernetzen, dass sich für den täglichen Diskurs Erleichterungen zum Lernen einer Sprache ergeben. Sprachvergleiche ergeben vielmehr, dass sich Wörter und



Strukturen mit gleichem Ursprung in den Sprachen systemimmanent unterschiedlich entwickelt haben, dass solche Vergleiche und Vernetzungen deshalb sehr anspruchsvoll sein können und für Gespräche im Hier und Jetzt wenig Bedeutung haben.

Authentische Texte

Authentische Materialien ersetzen die bisher üblichen didaktisch konstruierten Texte. D.h. Die Texte werden nach Themen ausgesucht, die für die Altersstufe geeignet scheinen, unabhängig davon, welche Strukturen und welcher Wortschatz darin auftauchen. Wörter und Strukturen werden dann erklärt, wenn sie (zufällig) in den Texten auftauchen. Dahinter steckt eine Idee, die Steven Krashen zu Beginn der 80-er Jahre aufgebracht hat: Der Aufbau der Strukturen einer Sprache kann nicht durch schulischen Unterricht erfolgen, das Individuum konstruiert sich diesen Aufbau nach eigener Reihenfolge selbst in der Begegnung mit Sprache.

Dieser Ansatz (auch konstruktivistisch genannt) ist sehr optimistisch, denn er läuft allen didaktischen Grundsätzen zuwider, welche schulischen Unterricht in allen Fächern prägen: nämlich, dass Kenntnisse schrittweise aufgebaut werden müssen, dass zuerst Gelerntes mit Neuem vernetzt werden muss. Die Forderung, dass die Inhalte ansprechend sein sollten, ist durchaus richtig. Nicht einzusehen ist jedoch die kategorische Auflage, dass die Texte nicht sprachlich dem Lernniveau angepasst sein dürfen. Dies führt bei den Kindern dazu, dass Texte gar nie wirklich begriffen werden, sondern vieles oder gar das meiste sprachlich nicht durchschaut wird. Bedeutung ergibt sich jedoch erst, wenn Wörter im Satzzusammenhang durchschaut werden.

Handlungsorientierung

Handlungsorientierung muss das Französischlernen bestimmen. Deshalb soll das Gelernte in echten Kommunikationssituationen angewendet werden: Präsentationen, Präferenzen diskutieren, etc. Spielerische Simulationen, Rollenspiele gelten als unauthentisch und sind unerwünscht. Was in dieser Doktrin zu kurz kommt, ist das menschliche Gedächtnis: Sprache ist ein weitgehend prozedurales Phänomen, das nur durch Übung, häufige Wiederholung erreicht werden kann. (Lutz Jäncke, Lehrbuch Kognitive Neurowissenschaften, Bern 2024) Wer keine Automatisierungsübungen zulässt, muss sich nicht wundern, wenn die Sprache im besten Fall theoretisch verfügbar, aber nicht praktisch einsetzbar ist.

Der kurze Überblick zeigt es: Das heute geltende Fremdsprachenkonzept wird durch theoretisch-abstrakte Prinzipien bestimmt. Vieles muss im deklarativen Gedächtnis verankert und verarbeitet werden, um fruchtbar zu werden. Das begünstigt Schülerinnen und Schüler mit überdurchschnittlich guten kognitiven Fähigkeiten. An den Schwächeren rauscht dieser Unterricht ohne Nachhaltigkeit vorbei. Ein Sprachunterricht, der auf praktische Verwendung, auf Kompetenzen zielt, müsste aber vornehmlich das prozedurale Gedächtnis ins Visier nehmen, d.h. das Einüben und Automatisieren von Sprache, damit Lernende befähigt werden, spontan in der Fremdsprache zu reagieren. Das Verstehen müsste schrittweise aufgebaut werden durch konstanten Gebrauch der Sprache und ständige Rückversicherung, ob auch wirklich verstanden wird.

Frühfranzösisch, mais bien sûr!

NZZ, 2. Juni 2025, Meinung & Debatte, Leserbrief

Ich lese mit Erstaunen, ja «avec stupeur», wie gewisse NZZ-Lesende die fehlenden Französischkenntnisse der Deutschschweizer Schülerinnen und Schüler bewerten und eine Abschaffung von Frühfranzösisch als vernünftige Massnahme erachten. Quelle erreur!

Es ist eine Verarmung der Sprachdiversität im Gange, angefangen bei der Google-Frenesie und nun mit dem Einzug der Universallösung KI.



Wir Schweizer waren bisher eher Vorbilder, was Mehrsprachigkeit anbelangt. Nebst der Muttersprache eine oder zwei weitere Fremdsprachen zu beherrschen, erscheint mir ein legitimes Lernziel, und ich kann mir nicht vorstellen, dass das Aufschieben des Französischunterrichts bis zur 7. Klasse gewinnbringend sein kann, weder für die Deutschschweiz noch für den Zusammenhalt unseres Landes.

Raphaël Rück, Freiburg

Frühfranzösisch zu streichen, ist falsch

Tages-Anzeiger, 2. Juni 2025, Meinungen, Claudia Blumer

Viele Kantone wollen kein Primarschul-Französisch mehr. Wenn schon, müsste Englisch auf die Oberstufe verschoben werden.

Wer die obligatorische Schule absolviert hat, muss in Französisch und Englisch bescheidene Anforderungen erfüllen. Die Schüler müssen kurze, Alltagssprachlich verfasste Texte zu vertrauten Themen lesen und verstehen. Sie müssen bei Gesprächen und Tonbandaufnahmen wichtige Informationen heraushören, wenn langsam und deutlich gesprochen wird. Das sehen die Bildungsziele vor, die die Kantone gemeinsam definiert haben.

Beim Englisch klappt das, beim Französisch nicht. Hier erreicht nur die Hälfte der Deutschschweizer Kinder das Ziel. Das ist besorgniserregend. Vor allem deshalb, weil es ein Mittelwert ist.

Gymischüler erreichen die Anforderungen zu 90 bis 100 Prozent, Schüler der Sek B oder C nur zu 10 bis 20 Prozent. Viele verstehen am Ende der Volksschule kaum einen Satz - nach fünf Jahren Französischunterricht. Eine desolante Bilanz.

Als Reaktion darauf die Französischlektionen zu reduzieren oder gar in die Oberstufe zu verschieben, wie es Politiker in vielen Kantonen fordern, wäre falsch. Es steht in der Bundesverfassung, dass die Verständigung zwischen den Sprachregionen gefördert werden muss. Und dass die Kantone die Volksschule harmonisieren müssen, damit nicht jeder Kanton einen Schulstaat für sich bildet. Wer das ändern wollte, müsste die Verfassung anpassen - und hätte dabei kein leichtes Spiel. Volksabstimmungen haben gezeigt, dass die Stimmberechtigten hinter dem Fremdsprachen-Konzept stehen. So hat der Kanton Zürich 2006 und 2017 Volksinitiativen verworfen, die Französisch auf Primarschulstufe streichen wollten. Auch in St. Gallen und im Aargau wurden Vorlagen gegen das geltende Sprachkonzept abgelehnt.

Abgesehen davon zeugt es von einer merkwürdigen Haltung, aufgrund von schlechten Noten die Anstrengungen reduzieren zu wollen. Jedem Schüler, der das Einmaleins nicht kann oder die Kommaeregeln nicht beherrscht, rät man zum Gegenteil: repetieren, Nachhilfe nehmen, neue Lernmethoden finden. Sicher nicht den Mathe- oder Grammatikunterricht auf später verschieben.

Die schlechte Bilanz der Volksschulabsolventen im Französisch sollte Anlass für Verbesserungen sein. Bessere Lehrerbildung, mehr Austausch, vielleicht mehr Lektionen. Es lohnt sich auch, das Englisch-Primat zu hinterfragen. Als der damalige Zürcher Bildungsdirektor Ernst Buschor um die Jahrtausendwende neue Wege beschritt und Englisch als Primarschulfach durchsetzte, war das Internet erst in den Startlöchern, Social Media gab es nicht. Wirtschaftsnahe Parteien beharrten darauf, dass neben der Landessprache auch Englisch früh unterrichtet wird. Die Kantone einigten sich darauf.

Heute ist die Situation ganz anders. Schon Kleinkinder sind mit Englisch konfrontiert, erleben das berühmte «Sprachbad», das ihnen beim Erlernen einer Sprache hilft (und das ihnen im Französisch in der Regel fehlt). Englisch auf die Oberstufe zu verschieben, wie es der Nidwaldner Bildungsdirektor Res Schmid (SVP) vorschlägt, ist deshalb eine Option, welche die Kantone ernsthaft diskutieren sollten. Es wäre eine Chance, den Fokus in der Primarschule auf andere Fächer zu richten,



etwa Französisch. Und sich am Erfolg zu freuen, wenn die Schüler bei der nächsten Erhebung ein wenig besser abschneiden.

Keine tauglichen Massnahmen

Tages-Anzeiger, 5. Juni 2025, Forum, Leserbriefe

«Tages-Anzeiger» vom 2.6. «Frühfranzösisch zu streichen, ist falsch»

Redaktorin Blumer verweist auf die Bundesverfassung, welche verlangt, die Verständigung zwischen den Sprachregionen zu fördern. Wenn sie aber glaubt, die Beibehaltung des Frühfranzösischunterrichts an den Schulen diene diesem Ziel, so verkennt sie die Realität. Der Fächerkanon an der Primarschule ist klar überladen, die Kinder sind überfordert, und die Leistungen vermögen immer weniger zu genügen. Besonders eklatant ist die Lage beim Fach Französisch, wo die Resultate nach zwei Jahren selbst von EDK-Präsident Darbellay als miserabel bezeichnet werden. Nicht genug damit; so verleidet man den Kindern auch die Freude an der zweiten Landessprache gründlich, und das ist ja sicher nicht, was die Verständigung zwischen den Sprachregionen fördert. Bei Englisch präsentiert sich die Situation angesichts von Computerwelt und Musikszene total anders, weshalb die Beibehaltung des frühen Beginns gerechtfertigt ist. Jedenfalls wird mit einer Verlegung von Französisch auf die Oberstufe in keiner Weise die Bundesverfassung verletzt, im Gegenteil. Wenn an der Primarschule zuerst einmal Wert auf gutes Deutsch gelegt wird und dann in Gymi oder Sek fundiertes Französisch dazu kommt, ist dem guten Verhältnis zwischen den Landesteilen am besten gedient.

Hans-Peter, Köhli

Im Gegensatz zum Englisch erreichen die wenigsten Schülerinnen und Schüler der Sek B und C nach Absolvierung der obligatorischen Schulzeit im Französisch nur ganz bescheidene Anforderungen. Handlungsbedarf tut Not, und den sieht Claudia Blumer in ihrem Kommentar unter anderem bei Verbesserungen in der Lehrerbildung und allenfalls einer Aufstockung der Französischstunden. Beides sind keine tauglichen Massnahmen, um dem zunehmend umstrittenen Sprachenkonzept an der Volksschule wirksam zu begegnen. Für die Vermittlung einer zweiten Landessprache braucht es weder eine hochgestochene Ausbildung, noch ist die Einführung zusätzlicher Lektionen dazu angehtan, schwächere Schüler aus der Sek B und C für das Französischlernen zu ermuntern. Mit dem aktuellen Sprachenkonzept geht für viele Lernende schon auf der Primarstufe eine Schere auseinander: Während die Kinder mit Interesse und Leichtigkeit schon früh am Englisch-Unterricht aktiv und motiviert teilnehmen, wächst in der um einiges schwieriger zu erlernenden Sprache Französisch - leider! - der Faktor Verleider umso mehr, je früher damit begonnen wird. Pädagogen, die von dieser Entwicklung selten begeisterte Jugendliche an der Oberstufe unterrichten, kennen das nur zu gut. Wenn nun die Abschaffung des Frühfranzösisch in zahlreichen Kantonen zur Diskussion steht, ist zu hoffen, dass sich möglichst vielerorts ein oft bewährtes Rezept durchsetzt: Die ehrliche Einsicht und Erkenntnis, dass manchmal weniger mehr ist.

Max Knöpfel, Pfäffikon



Jede Förderung ist zu begrüßen

Tages-Anzeiger, 31. Mai 2025, Forum, Leserbrief

«Tages-Anzeiger» vom 26.5. «Deutschschweizer Schulkinder haben sogar mit Deutsch Mühe»

Wenn Kinder ins schulpflichtige Alter kommen, bringen sie ganz unterschiedliche Voraussetzungen mit. Sie sind nicht gleichermassen begabt, reifemässig verschieden weit fortgeschritten und in unterschiedlich anregenden, zum Teil fremdsprachigen Milieus aufgewachsen. Schon diese heterogene Zusammensetzung der Schulklassen ist auch dann noch beachtlich, wenn für Schüler mit besonderen Bedürfnissen Sonderklassen und Sonderschulen vorgesehen sind. Für alle aber gilt es, in den ersten sechs Schuljahren jene Kulturtechniken und jenen Unterrichtsstoff zu erlernen, die sie im späteren Leben in jeder Berufs- und Lebenssituation benötigen. Darauf hat sich die Primarschule zu konzentrieren. «Denn eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen», lesen wir in Goethes Bildungsroman «Wilhelm Meisters Wanderjahre». Die Grundlagen einer solchen Bildung sind in erster Linie Lesen, Schreiben, Rechnen, dazu Naturkunde, körperliche und einfache handwerkliche Betätigungen. Alles Weitere kann auf die anschliessenden Schuljahre delegiert werden. Es entwickelt sich optimal auf den erworbenen Grundlagen.

Peter Schmid, Frauenfeld

Kinder mit Schwierigkeiten in Deutsch sind auch in der Mathematik bei den eingekleideten Aufgaben (Sätzlirechnungen) benachteiligt, weil sie oft den entscheidenden Sinn nicht oder falsch verstehen. Deshalb ist jede Förderung der deutschen Sprache zu begrüßen. Aber auch alles, was diesem Ziel entgegensteht, muss hinterfragt werden. Längst hat man vielerorts gemerkt, dass Frühfranzösisch überhaupt nichts bringt - im Gegenteil. Es belegt zwei Jahre lang eine Menge wertvoller Schulstunden, die für Deutsch weit besser investiert wären. Mit Französisch sollte erst an der Oberstufe begonnen werden. Dort kann man auch den Unterricht der Leistungsfähigkeit der Schülerinnen und Schüler anpassen.

Bruno Pfister, Galgenen

Hochdeutsch ist nicht eine der Schweizer Landessprachen. Hochdeutsch ist eine Fremdsprache für Kinder, die schweizerdeutsch aufwachsen. Wer gebürtige Deutsche als Eltern hat, ist mit dem Hochdeutschen besser dran. Ich selbst war eine gute Primarschülerin: Kopfrechnen, Diktate schreiben, Grammatik verstehen, waren kein Problem. Nur die «Textaufgaben» rechnen, die hasste ich, denn da musste ich Texte lesen und in Rechnungen übersetzen. Obschon ich fließend las, konnte ich oft den Inhalt der Texte nicht reproduzieren, nicht «umsetzen». Der Lehrer merkte nicht, dass ich beim Lesen einen Teil des Inhaltes nicht aufnahm. Als ich als ehemalige Lehrerin Nachhilfestunden anbot, arbeitete ich mit der Fähigkeit, sich Bilder und Vorstellungen zu machen: Das Kind musste einen Satz aus einem Text lesen, mir den Inhalt auf Schweizerdeutsch mitteilen und den hochdeutschen Satz, auswendig gelernt, auf ein Blatt schreiben. Auch hier gilt: Die Fähigkeit, sich Bilder und Vorstellungen zu machen, ist zentral. Zudem: Von Legasthenie und andern Schwächen oder gar Störungen rede ich hier nicht. Jetzt bin ich alt, das Gedächtnis nimmt ab. Ich lerne, bewusst mit meinen Gedanken umzugehen - ob im Gespräch oder beim Lesen.

Vreni Osterwalder, Zürich